

Markuskirche Stuttgart 1908/1978

Herausgeber: Kirchengemeinderat der Markuskirche Stuttgart Redaktion: Stefan Strohm • Layout: Harald Graf Druck: Industriedruckerei Wörner GmbH, Gerungen

Auszüge aus der Festschrift:

2 Die Markuskirche im Stuttgarter Stadtgebiet

Hansmartin Decker-Hauff

7 Die „Denkmalkirche“ im Zeichen des Ringens um einen neuen protestantischen Kirchenbaustil

Norbert Bongartz

12 Das Stuttgarter Schuldbekenntnis vom 19. Oktober 1945 und die Markuskirche

Albrecht Plag

16 Musik in der Markuskirche

Manfred Schreier

Die Markuskirche im Stuttgarter Stadtgebiet

Hansmartin Decker-Hauff

Seit dem Spätmittelalter war die Stadt Stuttgart nicht mehr wesentlich gewachsen. Noch um 1750 war das von den Stadtmauern umschlossene Areal durchaus nicht völlig überbaut; es gab große Gartenflächen innerhalb des Berings. Für Neubauten war genügend Raum im altumhegten Stadtgebiet. Erst die weitläufigen höfischen Repräsentationsbauten Herzog Carl Eugens - Neues Schloß und Hohe Carlsschule - entstanden außerhalb des alten Mauerrings, und erst nach der Königserhebung von 1806 wuchs die Hauptstadt des jungen Königsreiches erstmals seit Jahrhunderten wieder in nennenswertem Umfang. Die neuen Stadtviertel, die zunächst bis gegen 1860 entstanden, waren jedoch im Grunde noch alle so stadtnah, so eng verbunden mit dem gewachsenen alten Stadtzentrum, daß die vorhandenen öffentlichen Bauwerke zunächst für den Bedarf auch der größer gewordenen Stadt noch genügten.

Nur langsam wurde ein Mangel, etwa an neuen Schulen, spürbar. Wichtiger für das Bild der neuen Stadt war die Bewältigung von Bauaufgaben, die früheren Generationen noch gar nicht gestellt worden waren, eines Bahnhofs und seiner vielen Nebengebäude, einer Hauptpost, großer Bauten für die Ministerien und andere Zentralbehörden, weiträumiger Museen. Das Katharinenhospital, zu seiner Zeit beispielgebend, weit außerhalb der alten Stadt erbaut, bedeutete für das Stadtbild viel; erste Industriebauten wiesen in eine neue Zeit.

Sehr lange genügten die Stuttgarter Kirchen, die noch aus dem Mittelalter stammten und in der Reformationszeit zu evangelischen Predigtkirchen umgestaltet worden waren, für die Bedürfnisse auch der nachmittelalterlichen Stadt. Stifts-, Leonhards- und Marien- (später Hospital-) kirche waren seinerzeit so aufwendig gebaut worden, daß sie für Stuttgart noch um 1800 ausreichten, zumal die Schloßkirche und zeitweilig eine Garnisons- und eine reformierte Kirche hinzukamen. Die Kapelle im Waisenhaus stand als Predigtstätte gleichfalls zur Verfügung. Auch die „alten“ Stuttgarter Außenorte - Heslach, Botnang, Berg, Gablenberg - hatten ihre noch aus dem Mittelalter stammenden Dorfkirchen, die, wenn auch baulich nicht in jedem Falle gut im Stande, doch ihren Zweck einigermaßen erfüllten.

Erst das immer stärker zunehmende Wachstum Stuttgarts in der zweiten Jahrhunderthälfte legte den Bau neuer Kirchen zwingend nahe. Lange Jahrzehnte hatte man sich damit beholfen, „denen draußen“ immer größer werdende Wege zur Kirche zuzumuten, etwa mit dem Hinweis, daß „auf dem Lande die Angehörigen selbst entlegener Filialgemeinden weite Entfernungen zum Gotteshause durchaus gewohnt“ seien! Doch wurden nun - bei dem um 1860 auch in der Landeshauptstadt noch üblichen starken Kirchenbesuch - die Plätze in den drei alten Hauptkirchen besonders an den hohen Feiertagen mitunter recht knapp, und die Früh- und Abendgottesdienste brachten nicht ganz die erhoffte Entlastung. Manche Kirchgänger mochten empfinden wie jenes Weiblein aus dem Bohnenviertel, von dem Marie Josenhans in ihren köstlichen Erinnerungen berichtet: „Mr woiß halt et, ob's dr Vikar au schau ka, wie dr Herr Schtattppfarrer, ond ob en aller Herrgottsfriah au dr ganze Seega dren isch, wia om Zehne!“

An sich hätte eine konsequente Stadterweiterung talabwärts in Richtung Cannstatt für Stuttgart viele Vorteile gebracht; vom heutigen Standpunkt aus ist es zu bedauern, daß in den Fünfzigerjahren des vorigen Jahrhunderts die endgültige Entscheidung fiel, die Stadterweiterung Stuttgarts talaufwärts zu lenken und die neuen, systematisch rechtwinkligen Baublöcke in die Talauen des Nesenbachs und des Vogelsangbachs zu

stellen. Hier nun wuchsen in der zweiten Jahrhunderthälfte die großen modernen Wohngebiete, während sich Stuttgart talwärts nur langsam, hangaufwärts überhaupt nicht entwickelte. Diese bald sehr dicht besiedelten Gebiete im Süden und Westen bedurften nun, das wurde von Jahr zu Jahr deutlicher, eigener Kirchen, eigener Mittelpunkte für selbständige Kirchengemeinden.

Dieser junge Westen der Residenz nämlich galt als „vornehm“, was immer man auch darunter verstehen wollte. Als es noch offen war, ob Stuttgart sich nicht auf Cannstatt hin ausrichten sollte (wie es der Philosoph Leibniz schon um 1685 richtig voraussehend längst empfohlen hatte), bedachte man in der Stadtverwaltung und am Königshof, daß in den schönsten Kaiser- und Königsresidenzen Europas durchweg im Osten die gewerbereichen, lauten, weniger „feinen“ Viertel liegen, im Westen aber die ruhigen, wohlhabenden, eleganten, mit den sehenswerteren Bauten ausgezeichneten - kurz die „besseren“ - Teile der Residenzen. Man nahm sich vor allem jene Höfe und Residenzstädte zum Vorbild, zu denen engere verwandtschaftliche oder politische Beziehungen bestanden, also Sankt Petersburg, Wien, Prag, Budapest, München, Paris und London. Für alle diese Städte traf die Beobachtung vom „feinen Westen“ für die Zeit zwischen 1850 und 1870 einigermaßen zu, vor allem aber für Wien und Paris, also für die beiden Städte, die damals die glanzvollsten Stadterweiterungen und - Verschönerungen in Europa durchführten, während in Berlin (das nachzuahmen in Stuttgart sowieso keine besondere Neigung bestand) schon damals die Häßlichkeit der Neubauviertel kraß auffiel.

Ein „schöner“ Stuttgarter Westen sollte also auch „schöne“ Kirchen bekommen. In diesem Zusammenhang muß man die „Englische Kirche“ (seit 1864) und die Johanneskirche (seit 1866) sehen, denen als den ersten Kirchenbauten Stuttgarts seit dem Mittelalter besonderer Modellcharakter zukam. Eingefügt in „gute Viertel“, die Johanneskirche noch herausgehoben durch Parkanlagen, Wasserflächen und Alleenstraßen, sollte mit dieser historisierenden Architektur nachgeholt werden, was Stuttgart in seinem mittelalterlichen architektonischen Erbe fehlte: der Baustil der Früh- und der Hochgotik. Nur so ist die ungemeine Begeisterung zu verstehen, mit der diese Bauten vom Bürgertum der Gründerzeit gefeiert wurden.

Als hätte sich mit diesen „klassisch-gotischen“ Kirchenbauten - denen sich die gleichzeitig errichtete, besonders harmonisch gelungene katholische Marienkirche zur Seite stellen läßt - die gotische Welle etwas abgeschwächt, entstanden ab der Mitte der Siebzigerjahre zwei „romanische“ Kirchen, die vor allem durch ihre Vieltürmigkeit in der Stadtsilhouette mitsprachen: seit 1875 die wenig gelungene, allzu massig auftrumpfende Garnisonkirche (1944 zerstört) und seit 1876 die hochragende Matthäuskirche, wegen ihres Kontrasts zur damals noch halbdörflichen Umgebung oft als „Heslacher Dom“ bezeichnet. Auch die Friedenskirche talabwärts, nach längerer Bauzeit 1892 vollendet, gehört in die Reihe der neuromanischen Kirchenbauten Stuttgarts, vielleicht als deren glücklichster Vertreter. Dann aber setzte sich wieder die Gotik, vor allem nun die Frühgotik, als maßgebliches Vorbild durch: schon die methodistische Kirche in der Sophienstraße war von der frühen Gotik geprägt, und zwischen 1898 und 1902 wurden in rascher Folge die meist dem Stil des 13. und frühen 14. Jahrhunderts anempfundenen Bauten der Pauluskirche, Gedächtniskirche, Lukaskirche und Petruskirche errichtet.

Die mittelalterlichen Kirchen Stuttgarts hatten, wie es kirchenrechtlich selbstverständlich war, einen Kirchenheiligen, einen Schutzpatron gehabt: die Stiftskirche das heilige Kreuz, die später Hospitalkirche genannte Klosterkirche der Dominikaner die Madonna („Marienkirche in der Reichen Vorstadt“), die Kirche in der alten Südvorstadt den Pferdeheiligen Leonhard. Anders war das bei manchen der neuen Kirchen des 19. Jahrhunderts: Bei der „Englischen“ und der „Russischen“ Kirche

genügte den Stuttgartern die Bezeichnung nach den Gottesdienstsprachen und den Konfessionen (anglikanisch, orthodox), obwohl beide Kirchen bis heute Kirchenheilige haben. Die Garnisonkirche hat nie einen Namenspatron gehabt - „Sankt Willy“ war ein Soldatenscherz! -, und bei der Gedächtniskirche sollte gar die Erinnerung an die Frau eines schwerreichen Industriellen wachgehalten werden, was der Kirchenleitung denn doch zu weit ging, denn sie verkürzte den vom Stifter gewünschten Namen „Frau-Kommerzienrat-von-Jobst-Gedächtniskirche“! Mit der Namenswahl der Johanneskirche nun griff man deutlich die seit dem Mittelalter übliche und auch von den Reformatoren gutgeheißene Übung wieder auf, einem Kirchbau mit dem Namen eines Patrons gedanklich einen besonderen Charakter zu geben. Dem Evangelisten Johannes folgten bald die Evangelisten Matthäus und Lukas im Süden und Osten der Stadt, ebenso standen (die einst als „Apostelfürsten“ bezeichneten) Apostel Petrus und Paulus nach einem Wort des Prälaten Traub „an den Stadtgrenzen Wache, der mehr volkstümliche Petrus drunten bei den Weingärtnern neckarwärts, der gedankenschwere Paulus bei den Kopfarbeitern im Westen waldwärts“.

Friedens- und Erlöserkirche - wie später noch die Heilandskirche - zeigen, daß es nicht leicht war, im Protestantismus „Kirchenheilige“ als Namengeber zu finden, da man nicht auf die Fülle der Heiligengestalten wie im Katholizismus zurückgreifen konnte. Bei der Friedenskirche hatte man an zweierlei gedacht: als äußerer Anlaß sollte für den Frieden nach dem deutsch-französischen Krieg (1870/71) gedankt werden, zum anderen aber sollte der Name eine - im schwäbischen Pietismus durchaus geläufige und verstandene - Umschreibung des Namens Christi sein. „Er ist unser Friede“ - das ließ sich ebenso gut an Bengel anknüpfen wie an die altchristliche Tradition, in der ja schon einmal eine hervorragende Christus-Kirche, jene in Konstantinopel, „Eirene“ („Friede“) genannt worden war, den Christusnamen damit ehrfürchtig umschreibend und doch nicht verhüllend.

Als man nun im ersten Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts daran ging, auch dem Süden und Südwesten Stuttgarts endlich eine eigene Kirche und einen eigenen Gemeindesprengel zu errichten, da fiel die Standortwahl ebenso schwer wie die Wahl eines guten Namens. Herausgeschnitten vor allem aus dem alten Seelsorgebezirk der Leonhardskirche boten sich mehrere Möglichkeiten. Viele wünschten den Kirchplatz möglichst stadtnah, nicht zu fern dem Stadtzentrum, und als der Architekt und führende Gemeindeglieder einen Standort weit draußen, „an der Grenze des jetzt erreichten städtisch verbauten Gebietes“ vorschlugen, mußten sie harte Kritik einstecken, ja sich Narren schelten lassen, die einen Kirchbau auf der Wiese wollten. Man habe, so konnte man hören, ja nicht eine neue Kirche gewollt, „zu der man künftig weiter hinauslaufen müsse, als man bisher zur alten habe hineintappen müssen“. Der Architekt Heinrich Dolmetsch und der künftige Gemeindepfarrer Gustav Gerok beurteilten die Entwicklung richtiger; sie warben immer wieder um die Einsicht, daß die Häusergrenze in zwanzig, dreißig Jahren längst weiter hinaus gewandert sein werde, und daß „der Bau, der heute am Rande zu liegen scheine, bald Mitte werden könne“. Jeder, der das städtebaulich so wohlgelungene Ensemble von Markuskirche, Pfarrhaus, Kirchplatz, Bürgerhäusern, Fangelsbach-Friedhof und Heusteig-Schule vor sich sieht, wird dem klugen und weit vorausschauenden Wort von Gustav Gerok zustimmen müssen.

Ein anderes Hindernis bot die Namenswahl. Tatsächlich war der Vorrat (wenigstens für eine Generation, die an Luther-, Brenz- und Paul-Gerhardt-Kirchen noch nicht zu denken wagte) einigermaßen erschöpft. So wurde an die übrigen Apostel gedacht, und der Vorschlag einer Thomaskirche tauchte auf. Es scheint aber bezeichnend für eine gewisse Ängstlichkeit jener Generation, daß man dagegen einwandte, „der nicht immer ganz feste Glaube dieses Jüngers sei vielleicht doch nicht das beste Vorbild,

das man einer Gemeinde vorgestellt sehen möchte". Philippus oder Jakobus wurden vorgeschlagen; aber Philipp fand keine Gnade, „weil es leider in absehbarer Zeit einen katholischen Herrscher dieses Namens über unser evangelisches Land" geben könne, und Jakob wurde allgemein als „unelegant" und „dem heutigen Geschmacke unzumutbar" abgelehnt. So nimmt es nicht wunder, wenn sich auch der Spott regte. Weil es in Straßburg die berühmten „gedoppelten" Kirchentitel „Sankt Peter" und „Jung Sankt Peter" gibt, schlug ein Kenner ironisch vor, man möge die neue Kirche im Hinblick auf die „Mutterkirche" doch einfach „Jung Sankt Leonhard" nennen. (Dagegen ist die Nachricht, der gleiche Mann habe auch „Stehkragendom" vorgeschlagen, um auf den Charakter der umliegenden Wohnviertel hinzudeuten, mit Sicherheit eine Wandersage, die — falls überhaupt irgendwo lokalisierbar - an der Pauluskirche im Darmstädter Beamten Wohngebiet, dem „Tintenviertel", hängt). Wenn mündliche Nachrichten zutreffen, so waren es Prälat Traub und Gustav Gerok, die, unabhängig voneinander, beide spontan den Evangelisten Markus vorschlugen, um „damit die vier Evangelisten auch in unserer Stadt alle gegenwärtig zu machen".

„Der alte Dolmetsch" hatte ein Leben lang Kirchen im ganzen Lande erneuert, umgebaut, dem Stilempfinden des Historismus angepaßt. Kritiker, die schon damals manche zu weitgehende Eingriffe in die gewachsenen Altbauten ablehnten, quittierten das mit der halb unwilligen Äußerung: „Da hat er halt wieder eine Kirche verdolmetscht". Nun zeigte der alte Mann mit seiner Markuskirche, wie einfallsreich, wie eigenständig, wie frei von Stilanlehnungen, wie originell und schöpferisch er bauen konnte. Daß die Markuskirche ein großer Wurf war, haben viele - vor allem außerhalb Stuttgarts - rasch erkannt. Natürlich fehlte es nicht an Gegenstimmen: „zu zierlich", „verspielt", „unernst", „weltlich" - das mochte noch angehen. Härter urteilte schon jener junge Theologe, der, gelegentlich in die Markuskirche zur Aushilfe gebeten, befand, er fühle sich „auf dieser Kanzel jedesmal wie auf dem Drei-Meter-Sprungbrett eines religiös dekorierten Schwimmbades".

Doch solche Urteile blieben an der Peripherie. Sehr bald wurde die Markuskirche nämlich eine Lieblingskirche der (damals) jungen Stuttgarter. Gustav Gerok war ein sachlicher und kluger, jedem Überschwang abholder, gedanklich klarer Prediger. Er faszinierte nicht, aber er verstand es, gerade junge Hörer anzusprechen, und er war - wie nach ihm in dieser Kirche Rudolf Daur — in jedem Satze persönlich dabei, persönlich glaubwürdig. So wurde die Markuskirche schon in ihren ersten Jahren vor allem eine Predigtkirche.

Nicht vorherzusehen und weniger erwünscht war, daß sie auch eine „Hochzeitskirche für die feinen Leute" werden würde. Wie es dazu kam, wann genau das anfang, ist heute nur noch mühsam zu rekonstruieren. Aber um 1910/1911 spätestens wurde es „Mode", wurde es „elegant", „guter Stil", sich in der Markuskirche trauen zu lassen. Die Schloßkirche galt zwar grundsätzlich als „höchstfein", war aber nach Aussage einer der reichsten und verwöhntesten jungen Damen der Stuttgarter Gesellschaft von 1911 „für eine Trauung in größerem Kreise vollkommen indiskutabel. Der Weg vom Portal zum Altar ist ja viel zu kurz, - knapp zwölf Schritte, wie soll sich da eine Schleppe entfalten? Der Architekt der Markuskirche dagegen ist zu loben, hier kann sich selbst der Einzug einer Großhochzeit ungehindert abspielen!" Alles wird da für gut befunden: „genügend Warteraum für viele Chaisen, eine sehr dekorative Anfahrt für das Brautpaar, ein überdachtes Vestibül, wie ein Pavillon, angenehm warme Akkorde der Glocken". Noch ein weiterer Vorzug für Hochzeiter mit Hang zum Bestauntwerden und zur Publicity der Vorweltkriegszeit war, daß man bei einer solchen Trauung in der Markuskirche mit nachfolgendem Hochzeitsessen im „obligaten" Cannstatter Kursaal mit allen Kutschen einen eindrucksvollen Korso durch die Residenz einlegen konnte: Tübinger-und Königsstraße, Schloßplatz, Planie, Neckarstraße, Kursaalallee war die

bevorzugte Route. Wie gut versteht man die Resignation des Pfarrers Gerok: „Und wenn dann die Kutschen anrollen, die Peitschen knallen und die Roben glänzen, läßt man den Herrn Jesus in seiner Markuskirche ...“

Es gab Zeiten, in denen man die künstlerische Leistung dieses Kirchbaus nicht mehr ganz zu würdigen wußte, in der man den Akzent, den die Kirche und ihre Umgebung im Stadtgefüge setzen, nicht mehr verstand. Es hat in den Dreißigerjahren nicht an Stimmen gefehlt, der ganze Kirchbau - mit „Jugendstil“ vorschnell abgetan - müsse „entschandelt“, „erträglich gemacht“, „gerettet“ werden. Zum Glück sind schwerere Eingriffe damals unterblieben, und der Glücksfall, daß die Markuskirche als einzige Kirche des Stuttgarter Talkessels die Bombenangriffe des zweiten Weltkrieges mit einer einigermaßen heilen und immerhin spielbaren Orgel überstand, machte die Kirche für Jahre hinaus zur wichtigsten Pflegestätte kirchlicher Musik in Stuttgart. August Langenbecks Samstag-Motetten fanden hier ebenso Heimstatt wie Hans Grischkats Oratorienaufführungen, und die Markuskirche der Notzeit nach 1945 ist mehr Stuttgartern lieb, als es die Nobelkirche der Glanzzeit vor 1914 war.

Prof. Dr. Decker-Hauff ist ordentlicher Professor für mittlere und neuere Geschichte und Direktor des Instituts für geschichtliche Landeskunde in Tübingen, er ist Mitglied der Markusgemeinde;

Die „Denkmalkirche“ im Zeichen des Ringens um einen neuen protestantischen Kirchenbaustil

Norbert Bongartz

In vielfacher Hinsicht verdient das Bauwerk der Markuskirche heute wieder unsere Aufmerksamkeit. Denn sie ist Resultat vielfältiger liturgischer, technischer und gestalterischer Überlegungen, die eine Zeit des Umbruchs und Aufbruchs kennzeichnen, welche uns heute in vielem recht nahe steht.

Diese Kirche, die als eine der wenigen Jugendstilkirchen des Landes bezeichnet und mit dieser Rubrizierung eher abgetan wurde, ist das Werk des damals 60jährigen Architekten Heinrich Dolmetsch, der bis dahin fast ausschließlich Kirchen im neogotischen Stil gebaut und alte Kirchen im gotischen Stil umgebaut bzw. ergänzt hatte. Ein Ausbrechen aus den eingefahrenen Gleisen der Gründerzeitarchitektur bedeutete für diesen Mann und für seine Auftraggeber einen bekennenden Schritt, auch wenn sich ein neuer Stil überall in Europa bereits durchgesetzt hatte. Für den Kirchenbau in der Württembergischen Landeskirche gab es aber noch keine vergleichbaren Vorgänge, ebensowenig wie bei den Katholiken, deren Cannstatter Liebfrauenkirche noch 1907-09 im romanischen Stil gebaut wurde.

1906, so das „Christliche Kunstblatt“ jenes Jahres (Seite 191), war der „Neue Stil“, der ja formal weitgehend voraussetzungslos sein wollte, „noch werdend, nicht fest, nicht bestimmt, eben weil er keine Größe der Vergangenheit sondern der Zukunft ist“. Dieser „Neue Stil“, der erst viel später nach der Münchner Zeitschrift „Jugend“ benannt wurde, entsprang zwar dem einen Gedanken, daß die historisierende Architektur überwunden werden müsse; doch waren die Lösungsversuche so unterschiedlich wie die Künstlerpersönlichkeiten, welche der von ihnen so attackierten Stillosigkeit des späteren 19. Jahrhunderts ein Ende zu bereiten und zugleich ein Gegengewicht gegen die uniformierenden Tendenzen des voranschreitenden Industriezeitalters zu bilden versuchten.

Der Standort

Die Markuskirche ist nicht (mehr) in eine Straßenflucht hineingestellt (wie dies bei der Johanneskirche, der Matthäuskirche und der Friedenskirche der Fall war) oder an einen Platz gestellt worden (wie bei der Heilandskirche, der Lukaskirche und der Elisabethenkirche), sondern sie nimmt malerisch und reizvoll eine städtebaulich weniger anspruchsvolle Lage ein. Indem sie schräg mit ihrer Längsseite an die Kreuzung der Filder- und Römerstraße herangeschoben worden ist, wirkt sie mehr „so geworden“ weniger kalkuliert und entspricht so dem Interesse der Architekten dieser Zeit, Symmetrie möglichst zu vermeiden.

Mit ihrem tief heruntergezogenen geknickten Mansarddach, in welches das Gewölbe der Kirche hineinragt, wird dazu eine maßstäbliche Integrierung in die umgebende Bebauung erreicht, wodurch das Kirchengebäude weniger monumentalisiert wird, als dies in früheren Jahrzehnten der Fall war. Der hinter dem Kirchendach aufragende, kampanile-ähnlich neben die Kirche gestellte Turm verstärkt diesen malerischen Eindruck. Der kleine, etwas über der Straße liegende Vorplatz vor dem Seitenportal hat ebenfalls einen wenig repräsentativen, intimen, eher zu knappen Zuschnitt.

Das Innere

Verschiedenste Grundsatzüberlegungen zur praktischen und liturgischen Aufgabe der Kirche, zur Akustik, der Heizungstechnik und zur Baukonstruktion haben zu dem unverwechselbaren Inneren des Kirchengebäudes geführt. Die Unterbringung zweier

abgetrennter Versammlungsräume, einer unter dem Chor, der andere unter der Empore, beide - multifunktional — mehr oder weniger gegen die Kirche hin zu öffnen, bedeuteten damals einen modernen Schritt. Heute aber hat sich diese Fortschrittlichkeit in einen großen Mangel umgekehrt, da die Markuskirchengemeinde deshalb noch über kein Gemeindehaus verfügt.

Stellung der Orgel

Eine umfangreiche Diskussion, welche nach 1900 um die liturgische Aufgabe der protestantischen Kirchen geführt wurde, entzündete sich an der Frage nach dem angemessenen Standort für Kanzel und Orgel, die zu einem der Hauptpunkte des Kirchenbautags (1906) in Dresden wurde. Eine Reformbewegung verfocht eine neue, bewußt protestantische Lösung, die Hervorhebung der Orgel - die ja nicht zuletzt im Wechselgesang eine vornehme liturgische Aufgabe zu erfüllen hat — „im Angesicht der Gemeinde“, ohne daß damit die Kanzel in ein Abseits geraten solle beziehungsweise von der Orgel entwertet werden dürfe, sofern die Kanzel in der Kirchenachse bleiben könne. David Koch, einer der Neuerer, Herausgeber des „Christl. Kunstblatts“, kleidete seine Hoffnungen auf jenen Kirchenbautag in folgende kämpferische Worte (Seite 238): „Wir glauben doch, daß ... eine Zeit kommen wird, wo wir uns berechtigt und verpflichtet halten werden, daß wir - wenn geistlose Kopien katholischer Kirchengrundrisse von evangelischen Pfarrern immer noch gebaut oder angenommen werden sollten - diese Herren Kollegen an ihre protestantischen Pflichten dann erinnern müssen.“

Wenngleich der Kirchenbautag in der Frage der Orgelstellung keine klaren Zeichen setzte - das Selbstbestimmungsrecht der Landeskirchen ließ sich nicht erschüttern -, so trug er doch dazu bei, daß die neuen Gedanken ernsthaft diskutiert und gewissermaßen hoffähig wurden.

Angesichts der liberalen Haltung der Württembergischen Landeskirche hieß das für den Architekten der Markuskirche, seine Vorstellungen zu den Interessen seiner Bauherren in der Art zu machen, wie David Koch dies 1907 (im Christlichen Kunstblatt, Seite 45) formulierte: „Haben wir keine zu große Angst vor Stil-Extravaganzen! Die bauenden Kirchengemeinden sind regulierende Zentnergewichte ... Alle Kirchenbau-Preisrichter und alle behördlichen Instanzen sollen es sich doppelt überlegen, einen Konkurrenzentwurf abzulehnen, der nach neuer Stilbildung ringt. Es ist kein Übel, sondern eine Ehrenaufgabe und ein Denkmal, solche protestantischen Kirchen unseres Überzeugungsstiles zu bauen!“

Nur in einer solchen allgemeinen Aufbruchstimmung konnte es wohl geschehen, daß auch ein Exponent der Neugotik wie H. Dolmetsch in seinem Werk zum neuen Stil und zu einer neuen Disposition des Kirchengebäudes finden konnte, ohne mit sich und seiner bisherigen Arbeit in Konflikt zu kommen.

Die Ausstattung

Der Innenraum der Markuskirche wirkt in seiner Grunddisposition zunächst wie ein konventionelles dreischiffiges Kirchengebäude mit erhöhtem Chor und „Westempore“, die tatsächlich, da die Kirche gewestet ist, im Osten liegt.

Die zwischen Chor und Empore liegenden vierjochigen Seitenschiffe stellen sich beim genaueren Hinsehen als leicht erhöhte Anräume heraus, die auch mit ihrer quergestellten empore-ähnlichen Bestuhlung mit herkömmlichen Seitenschiffen nicht mehr viel gemeinsam haben.

Der Chor beherbergt nicht mehr den Altar, welcher - umgeben von steinernen, oval geführten Schranken — dicht vor dem Chorbogen steht, sondern die verhältnismäßig große halbhohe Sängerempore, deren Brüstung dem Altar genügend ruhige Hintergrundfläche gibt. Darüber erhebt sich der mächtige Orgelprospekt („im Angesicht der Gemeinde“), dessen steinernes Rahmenwerk weitgehend ohne Vergleich ist. Zwischen Altar und Orgel erhebt sich, württembergischer und speziell Stuttgarter Tradition entsprechend, ein lebensgroßer, in Stein gemeißelter Kruzifixus, dessen breiter Sockel den Dirigentenplatz der Chorempore abschirmt. Der Stil dieses von H. Lang geschaffenen Bildwerks mit dem Titel „Gebunden in der Qual“ entsprach so sehr dem Geschmack der Zeit, daß eine Photographie des Hauptes mehreren Jahrgängen des „Christlichen Kunstblatts“ als Titelvignette diente.

Der Taufstein steht am rechten Chorbogen vor einer Holzniche, die zur Gegenbalance der Kanzel hoch hinaufgezogen ist.

Die Kanzel selbst ist bis ins einzelne wie ein Musikinstrument geplant worden. Der Schalldeckel und die Brüstung sollen durch ihre Kegelstumpf-Formen den sie treffenden Schall bündeln, die hohle hölzerne Rückwand ist als Resonanzkörper konzipiert. Die Überlegungen hierzu und zur Kirchenakustik allgemein hat Dolmetsch 1907 im „Christlichen Kunstblatt“ veröffentlicht. Auch der außermittige Standort für die Kanzel am linken Chorbogen ist aus akustischen Gründen günstig in der Nähe des Gestühls angeordnet. Aus gleichen Gründen ließ Dolmetsch auch weite Teile der Decken mit einem von ihm erfundenen Putz aus Korkstückchen überziehen. Der Erfolg gab ihm recht: Schon im ersten Artikel über die fertiggestellte Markuskirche lobt ihr erster Pfarrer Gerok als Hauptsache die Akustik. Sie sei „von einer solchen Vorzüglichkeit, daß man sie sich gar nicht besser wünschen könnte“. Wenig später berichtet er auch über die positiven Erfahrungen und den guten Erfolg bei der Einführung von Bachkantaten im Gottesdienst, was offenbar noch nicht üblich war.

Wie dies in der Jugendstil-Zeit öfters der Fall war, wurde auch auf die Ausführung des liturgischen Geräts großer Wert gelegt. So wurde für den Altar ein kostbares Antependium aus graviertem und zum Teil vergoldetem Leder mit Perlmutter-Einlagen geschaffen, das einem Kunstgewerbemuseum alle Ehre machen würde. Zugehörig sind weitere kleine Lederparamente für die Altarschranken. Gleichermäßen wertvoll ist auch das Bibelpult aus Holz mit Einlegearbeiten.

Die Technik

Außergewöhnlich war sicher die Verwendung des Eisenbetons für die weitgespannte Tragkonstruktion des Gebäudes und das Gerüst des Turms. Eisenbeton war in Deutschland zuvor fast nur für Unterkonstruktionen verwendet worden. Nach der Münchner Rupertuskirche (1900), die auf früheren französischen Vorläufern fußt, wurde Eisenbeton erst durch Th. Fischer in dessen Ulmer Garnisonskirche und zeitgleich in der Markuskirche wieder aufgegriffen, hier offenbar aus Sparsamkeitsgründen, da ein erstes Projekt Dolmetschs zu kostspielig war. Die Not förderte auch hier den Erfindergeist. Der Zeit entsprechend ist der Beton nirgends sichtbar verarbeitet worden; erst in den zwanziger Jahren vollzog sich der Schritt zum Sichtbeton.

Zum Stil

Das stilistische Kleid der Markuskirche ist nur sehr bedingt mit demjenigen Jugendstil vergleichbar, der mit dekorativem, frei geschwungenem dynamischem Linienspiel, mit feingliedrigen geometrischen Mustern und mit einer Architektur gleichzusetzen ist, die untektionisch Tragen und Lasten nicht mehr in Form umsetzt, sondern zu überspielen sucht. Auf diesen ohnehin mehr in den dekorativen Künsten verbreiteten Stil hat sich

Dolmetsch nicht eingelassen. Sein Kircheninneres ist symmetrisch aufgebaut; das korbboige Tonnengewölbe mit Kassetten wird mit Gurtbögen auf Pilastern gegliedert, die im Grunde konventionell, lediglich nicht unmittelbar historisierend dekoriert sind. Auch das gotisierende Chorgewölbe ist nur noch freie Paraphrase historischer Vorbilder, wie auch die gedrungene, an romanische Säulen erinnernden Rundstützen der Arkaden; in ihrer Zusammensetzung ergeben diese Einzelheiten ein neues, bisher nicht dagewesenes Stilgebilde. Die ausgeprägte, nun wiederhergestellte, stark differenzierte Farbgebung rundet dieses als modern empfundene und auf Prachtentfaltung angelegte Gesamtbild ab.

Daß eine Prachtentfaltung in dieser Zeit nicht überall so angestrebt worden ist, belegt eine weitere fast zeitgleiche Stuttgarter Kirche: Theodor Fischers ebenfalls im Neuen Stil gebaute Erlöserkirche an der Birkenwaldstraße (1908 bis 1910) wurde entsprechend ihres starken Landschaftsbezuges bewußt zurückhaltender in einer ländlichen Bauart errichtet und sollte als Modellkirche für andere Neubauten im ländlichen Bereich gelten. Th. Fischer löste diese Aufgabe durch bevorzugte Verwendung von Naturstein und durch eine freie Paraphrasierung romanischer Architektur-Elemente.

Eher vergleichbar mit der Grunddisposition der Markuskirche ist die wenig später (1911-13) errichtete Gaisburger Kirche des jüngeren Architektenkollegen M. Elsässer. Elsässer wählte eine bewährte klassische Grundform: Eine lang gestreckte, in einen rechtwinkligen Rahmen eingestellte klassizistisch anmutende Rotunde auf hohen Stützen, zwischen die nach herkömmlicher Art Emporen eingehängt wurden. Der Dekor der Einrichtung aber und die Unterbringung zumindest der Orgel „im Angesicht der Gemeinde“ entspricht der Sprache des Neuen Stils. Im Vergleich zu diesen beiden ebenfalls bekennnishaften (nicht rezepthaften) Vergleichsbeispielen in Stuttgart, die in ihrer anderswo kaum so prägnant anzutreffenden Nebeneinander-Konstellation die Variationsbreite des Neuen Stils und die liberale Einstellung der kirchlichen Baubehörde hierzulande widerspiegeln, wirkt die Markuskirche doch um eine ganze Stufe mehr als „Denkmalkirche“, das heißt als Kirche, in welcher der Protestantismus damals sein Konzept eines Gottesdienstraumes hat darstellen, dokumentieren wollen.

Die Behutsamkeit bei der nun abgeschlossenen jüngsten Restaurierung, die der Zusammenarbeit einer aufgeschlossenen Kirchengemeinde, einer verständnisvollen Kirchenbaubehörde, des sensiblen Architekten, Regierungsbaumeister Heinz Blume, und der Denkmalpflege zu verdanken ist, galt einem gerade erst 70jährigen Gebäude des Neuen Stils, welches zu einem ganz markanten Zeugnis einer Umbruchzeit geworden ist, ein Bauwerk, das stilistisch und liturgisch zu den führenden Beispielen seiner Zeit im Lande zählt und welches darüber hinaus aufgrund seiner frühen Eisenbeton-Konstruktion sogar europäische Bedeutung besitzt.

Pfarrer Geroks Überzeugung, „daß in diesem Kirchenbau das erprobte Alte mit dem zeitgemäßen Neuen glücklich verbunden, und die Frage des evangelischen Kirchenbaus ihrer Lösung um einen guten Schritt nähergebracht ist“, wurde von der Zeit nicht überholt.

Die Restaurierung

Die wohl sichtbarste Veränderung im Zuge der Renovierung war die Wiederherstellung der ursprünglichen Farbigkeit des Kircheninneren, womit wohl der wesentlichste Punkt einer Umwandlung der Nachkriegszeit wieder rückgängig gemacht werden konnte. Im Versuch „mit zeitgemäßer Schlichtheit das dekorative Übermaß zu dämpfen“ (G. Kopp 1958) waren nämlich die vier unersetzlichen reichen Lampengehänge des Schiffes

abgenommen und offenbar beseitigt worden, sowie der ursprünglich in der Mitte offene und durch das Kreisfenster durchlichtete Orgelprospekt geschlossen worden. Schließlich hatte man die Wände und Gewölbe mit einem alles überdeckenden einheitlichen beige-farbenen Anstrich überzogen, der konsequenterweise 1958 zur Schaffung der farbintensiven Farbfenster führte. Die Scheu vor ihrer Beseitigung bedeutet die einzige Inkonsequenz der Restaurierung.

Die Wiederherstellung der Jugendstilfarbigkeit wurde nach zwei Methoden ausgeführt. Die mit Korkputz überzogenen Felder erhielten eine neue Farbfassung entsprechend dem Befund der Freilegungsproben, zumal es hier nur flächige Anstriche und Schablonenmalereien wiederherzustellen galt.

Anders bei den Malereien im Chor, welche größtenteils frei Hand ausgeführt worden waren und deshalb vollständig wieder freigelegt werden mußten. Bei der Freilegung traten die in den Ranken knienden Engel nur noch derart schemenhaft zutage, daß auf eine Ergänzung, die in keinem Verhältnis zum Befund gestanden hätte, verzichtet wurde. Dieser Entschluß fiel um so leichter, als es sich herausstellte, daß diese Engel erst etwas später auf den Rankenfries aufgemalt worden waren, der sich unter ihnen durchzog.

Statt des ursprünglichen grünen Linoleums erhielt die Kirche nun einen mittelgrauen, mattgeschliffenen Kalksteinboden, der für die neue Unterbodenbeheizung geeigneter ist.

Im Zusammenhang mit der Einrichtung eines größeren Windfangs am seitlichen Haupteingang wurde der Durchgang durch die Bankreihen nach hinten vor die Empore gelegt. Der prächtige, aber zu kleine ursprüngliche Windfang hat vor der Tür des Gemeinderaums unter der Empore einen neuen, ähnlich bedeutenden würdigen Aufstellungsort gefunden.

„Krönender Abschluß“ der Restaurierung war vielleicht die Reparatur des vorübergehend vom Giebel über dem Chor entfernten mächtigen, in Kupfer getriebenen geflügelten Markuslöwen, dessen eisernes Innengerüst durchgerostet war und der seinen angestammten Platz in luftiger Höhe wieder einnehmen durfte.

N. Bongartz ist Dr. phil. am Landesdenkmalamt in Stuttgart, er ist Berater bei der Innenerneuerung;

Das Stuttgarter Schuldbekenntnis vom 19. Oktober 1945 und die Markuskirche

Albrecht Plag

In den 70 Jahren ihres Bestehens hat unsere Markuskirche ungezählten Gottesdiensten und kirchlichen Veranstaltungen aller Art ihre Türen geöffnet. Insgesamt werden es wohl Hunderttausende von Menschen gewesen sein, die hier während dieser Jahre Gottes Wort und mancherlei Musik zur Ehre Gottes gehört, die Sakramente von Taufe und Abendmahl empfangen, am Unterricht im Glauben teilgenommen und christliche Gemeinschaft erfahren haben. Bedeutende Prediger sind schon auf ihrer Kanzel gestanden. Hervorragende Kirchenmusiker haben in ihr gewirkt. Der Wirkungskreis der Markuskirche hat so nie an der Grenze ihrer Parochie aufgehört. Menschen aus ganz Stuttgart — und immer wieder auch darüber hinaus - haben in diesen Mauern Aufrichtung und Anstoß, Weisung und Warnung, Erhebung und Ermutigung gefunden. Aus all dem müßte eigentlich die weithin unschreibbare Geschichte der Markuskirche geschrieben werden: eine Geschichte des dankbar gehörten, aber auch oft überhörten und verhallten, des verstandenen, aber auch immer wieder mißverstandenen, des glaubend beantworteten, aber auch ungläubig verdrängten Gotteswortes unter uns.

Ein einziges Mal in diesen 70 Jahren gelangte die Stuttgarter Markuskirche, freilich nur mittelbar, zu wahrhaft ökumenischer, das heißt weltweiter kirchlicher Bedeutung und Wirkung. Das war am Abend des 17. Oktober 1945, eines Mittwochs. Der Ende 1945 in Treysa gebildete Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), ein Gremium von zwölf einflußreichen Kirchenführern und Laien, war zu seiner ersten ordentlichen Sitzung nach Stuttgart einberufen worden. Vorsitzender dieses Rates der EKD war der 76jährige württembergische Landesbischof D. Theophil Wurm, der wegen seines mutigen Eintretens für das Recht und den Auftrag der Kirche während des Dritten Reiches weithin hohes Ansehen genoß. Als Beginn der Sitzung war Donnerstag, der 18. Oktober 1945, vormittags 9 Uhr festgesetzt; Tagungsort war der kleine Sitzungssaal der Württ. Bibelanstalt im Gebäude Hauptstätterstraße 51 B. Aus Anlaß dieser ersten Sitzung des Rates der EKD wurden am Vorabend, wie es scheint hastig und ohne große Vorbereitung, im Saal des Furtbachhauses und in der Markuskirche um 19.30 Uhr zwei Parallelversammlungen gottesdienstlicher Art anberaumt. Die Abendfeier in der Markuskirche wurde von Landesbischof D. Wurm geleitet, die parallele Feier im Furtbachhaus von Prälat Dr. Hartenstein. Als Prediger bzw. Redner waren an diesen Feiern außerdem D. Dr. Otto Dibelius, der Bischof von Berlin, und der vom Konzentrationslager befreite Pastor Martin Niemöller D. D. beteiligt.

Pastor Niemöller war erst gegen 18.30 Uhr in Stuttgart eingetroffen. Bei seiner Ankunft in der Wohnung des Stadtdekans Lempp wurde ihm mitgeteilt, daß er in der Markuskirche sprechen solle. Seine Frau suchte ihm den Predigttext aus. Die aus dem Stegreif gehaltene Predigt Niemöllers brachte Herz und Gewissen der großen Hörschaft in Bewegung. Sie wirkte so tief, daß am Tage darauf in der Mitte des Rates der EKD das Stuttgarter Schuldbekenntnis entstehen konnte. In diesem Abendgottesdienst am 17. Oktober 1945 in der Markuskirche trafen zum ersten Mal nach dem Zweiten Weltkrieg die Vertreter der Evangelischen Kirche in Deutschland mit Vertretern der Kirchen der Ökumene zusammen. Diese Begegnung war deutscherseits weder geplant noch vorbereitet gewesen. Der Anstoß dazu kam von der Ökumene. Daß deren Schritt nun aber von unserer Seite sogleich zu einem deutlichen Wort der Umkehr: zum Stuttgarter Schuldbekenntnis führte - das war eine Frucht jenes Abends in der Markuskirche. Kirchengeschichtlich gesehen war das die größte Stunde in unserer Markuskirche.

Der holländische Theologe Dr. Willem A. Visser't Hooft, der Leiter jener sechsköpfigen Delegation aus Kirchenvertretern von Holland, Frankreich, der Schweiz und den Vereinigten Staaten, schreibt darüber in seiner Selbstbiographie („Die Welt war meine Gemeinde“, München 1972, S. 230f.):

„Wir hatten gehört, daß der neue Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland am 17. Oktober in Stuttgart zusammentreten würde. Es war nicht möglich gewesen, ihm unsere Ankunft anzuzeigen. Unser Erscheinen war deshalb völlig überraschend und löste große Freude aus. Auf der Reise nach Stuttgart war lange über den Sinn unseres Besuches gesprochen worden. Das Ziel, soviel war klar, mußte die Wiederaufnahme voller ökumenischer Beziehungen sein. Aber wie sollten wir es erreichen? Wir konnten nicht ein Schuldbekenntnis zur Vorbedingung der wiederherzustellenden Gemeinschaft machen; ein derartiges Bekenntnis hatte nur dann Wert, wenn es spontan abgelegt wurde. Andererseits ließen die Hindernisse für eine neue Gemeinschaft sich nur beseitigen, wenn die deutsche Seite ein klares Wort fand. Pierre Maury riet uns schließlich, den Deutschen zu sagen: ‚Wir sind gekommen, um Euch zu bitten, daß Ihr uns helft, Euch zu helfen.‘

Als wir in dem größtenteils zerstörten Stuttgart ankamen, hörten wir, daß am Abend in der Markuskirche ein besonderer Gottesdienst stattfinden würde, bei dem Bischof Wurm, Pastor Niemöller und Bischof Dibelius sprechen sollten. Bischof Wurm begrüßte die Weltratsdelegation mit herzlichen Worten des Willkommens. Dann predigte Pastor Niemöller über Jeremia 14,7-11: ‚Ach Herr, unsere Missetaten haben es ja verdient; aber hilf doch um Deines Namens willen!‘ Es war eine machtvolle Predigt über das Wesen der Buße. Niemöller sagte, selbst innerhalb der Kirche werde nicht genügend begriffen, daß die vergangenen zwölf Jahre eine Heimsuchung durch Gott gewesen seien. Es genüge nicht, den Nazis die Schuld zu geben. Auch die Kirche müsse ihre Schuld bekennen. Hätten die Nazis ihre Untaten denn begehen können, wenn das Kirchenvolk aus wirklich gläubigen Christen bestanden hätte? Er sprach von den furchtbaren Leiden, die Polen, Holland, der Tschechoslowakei, Frankreich, Norwegen, Griechenland und vielen anderen Ländern zugefügt worden seien. Es bleibe einzig die Hoffnung, daß Männer mit der Liebe Christi im Herzen für den Anbruch eines neuen Tages arbeiteten.

Während ich dieser Predigt lauschte, durchzog mich ein Gefühl der Befreiung. Wenn das die Sprache der deutschen Kirche war, dann würden wir alles, was uns trennte, überwinden. Wir brauchten dann nicht, wie nach dem Ersten Weltkrieg, eine neue Periode steriler Kriegsschulddebatten durchzumachen.

Am nächsten Tag fand die erste offizielle Begegnung der Delegation des Weltrats mit den Ratsmitgliedern der Evangelischen Kirche in Deutschland statt. Wir trafen uns nicht wie Fremde ..."

Wie tief jene Abendpredigt Pastor Niemöllers wirkte, geht auch aus einem Bericht hervor, den die „Stuttgarter Zeitung“ brachte (i. Jahrgang, Nr. 10, vom 20. Oktober 1945, S. 3). Darin heißt es:

„So voll wie am Mittwoch abend sind die Markuskirche und das Furtbachhaus seit langem nicht mehr gewesen. Und andächtiger haben die Menschen wohl selten einem Prediger zugehört. Landesbischof D. Theophil Wurm begrüßte in seiner einleitenden Ansprache vor allem die zahlreichen Vertretungen der evangelischen Kirche des Auslandes, insbesondere eine Delegation der ‚Ökumene‘ ... Offiziere und Feldprediger

der amerikanischen Armee sowie zahlreiche Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens von Stuttgart nahmen an beiden Veranstaltungen teil.

Hat die Kirche ihre Pflicht getan? Was haben wir für Konsequenzen zu ziehen? Diese Fragen behandelte Pfarrer D. D. Niemöller. Und seine Antwort? Das Nichtstun, das Nichtreden, das Nicht-Verantwortlich-Fühlen, das ist die Schuld des Christentums. Die Christenheit weiß jetzt um ihre Pflicht. Sie weiß, was sie gutzumachen hat gegenüber den Greueln der vergangenen Jahre, die tausendmal schlimmer sind, als wir sie in irgendwelchen in- und ausländischen Zeitungen lesen können. Und so gibt es nur einen Weg: Buße tun, umkehren, sich abwenden von der Gleichgültigkeit und sich zu neuem Dienst an unserem Volk zusammenfügen. Und nicht nur an unserem Volk! ‚Wir wissen‘, so sagte er, ‚um die ringenden Menschen um uns her, die darauf warten, daß die Liebe gepredigt wird. Es handelt sich für die Christenheit um große Dinge und Entscheidungen in einer Zeit, in der Menschen verhungern im Osten; nicht zu Zehntausenden, nicht zu Hunderttausenden, sondern zu Millionen!.“

So weit die Berichte zweier sehr verschiedener Augen- und Ohrenzeugen jenes Abendgottesdienstes am 17. Oktober 1945 in unserer Markuskirche. Als Frucht dieses Abendgottesdienstes entstand das Stuttgarter Schuldbekenntnis, das am Vormittag des 19. Oktober 1945 vor den Vertretern der Ökumene abgelegt und ihnen übergeben wurde. Schauplatz der Übergabe war (wahrscheinlich) das Haus Eugenstraße 22 (heute im Gebrauch der akademischen Verbindung Vitruvia; damals stand es der Stiftskirchengemeinde zur Verfügung). Die hie und da hörbare Behauptung, das Stuttgarter Schuldbekenntnis sei in unserer Markuskirche verlesen und übergeben worden - und zwar vor den Augen und Ohren der Gemeinde -, ist leider eine Legende. Unsere Kirchenleitung hat es versäumt, das Schuldbekenntnis vom 19. Oktober 1945 sofort in allen Gemeinden des Landes, von allen Kanzeln herab, bekannt zu machen. Im vollen Wortlaut erschien es zwar im Evangelischen Gemeindeblatt für Württemberg (Jahrgang 1945, Nr. 22, vom 11. November 1945, S. 1) sehr bald unter der Überschrift „Ein Wort an die Christen in den andern Völkern“. Daß es ein Wort nicht einiger Kirchenvertreter, sondern der Christen in Deutschland insgesamt sein sollte, das kam auf diese Weise erst allmählich und spät ins Bewußtsein der Gemeinde. Inzwischen waren die Leidenschaften vieler durch entsprechende Darstellungen und Entstellungen der weltlichen Presse erregt worden.

Das Stuttgarter Schuldbekenntnis war eine priesterliche Tat: ein Sündenbekenntnis für andere, gesprochen und unterschrieben von elf Männern der Kirche, ausgesprochen vor Gott. Als solches Bekenntnis hat es über den Tag hinaus vorbildliche und richtungweisende Kraft. Wenn wir es heute, auf dem Hintergrund des Terrorismus und der Umweltzerstörung, der wachsenden Spannung zwischen Nord und Süd und Ost und West lesen — und beten —, dann spüren wir, daß in diesen Worten nicht menschlicher Geist zur Sprache kommt, sondern der Geist, um dessen Wirken im letzten Satz jenes Bekenntnisses gefleht wird: „Veni, creator spiritus“ (Komm, Heiliger Geist!). Aus diesem Grund wollen wir in der erneuerten Markuskirche eine Gedenktafel mit dem vollen Wortlaut des Stuttgarter Schuldbekenntnisses vom 19. Oktober 1945 anbringen.

Das Stuttgarter Schuldbekenntnis vom 19. Oktober 1945
Der Verbleib des der ökumenischen Delegation überreichten Originals ist nicht bekannt. Bei unserer Wiedergabe handelt es sich um die Kopie einer Kohlepapierdurchschrift aus dem Nachlaß des anglikanischen Bischofs George Bell von Chichester. Diese Ausfertigung ist zwar von allen anwesenden Mitgliedern des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland unterzeichnet, weicht aber an zwei Stellen vom endgültigen, authentischen Wortlaut ab (im dritten Absatz „von fremden

Einflüssen" statt „von glaubensfremden Einflüssen" und im Schlußabschnitt „So bitten wir Gott" statt „So bitten wir"; im vorletzten Abschnitt ist der Ausdruck „Geist der Macht" handschriftlich am Rand in „Geist der Gewalt" richtig geändert).

Albrecht Plag ist Pfarrer an der Markuskirche

Musik in der Markuskirche

Manfred Schreier

Die Geschichte eines Raumes ist zugleich und zuerst die der Menschen, die dort ein- und ausgehen und derer, die dort gelebt haben.

"... Und was den Raum anging, so war er mir lieb, immer schon, dieser kühle, klare, ein wenig geheimnisvolle Raum..." (Albrecht Goes, „Große Musik zum erstenmal").

Nach 1945 war die Markuskirche die erste wiederhergestellte Kirche der Stadt; daher verbindet sich der Raum für die Musiker und Hörer der Nachkriegsjahre ganz umfassend mit Kirchenmusik in Stuttgart. Hermann Keller war bis 1947 (seit 1916 ständig) Organist, August Langenbeck betreute die wöchentliche Stunde der Kirchenmusik („Motette" genannt), die ihrer steigenden Besucherzahl wegen von der Pauluskirche nach Markus verlegt werden mußte; die großen Oratorien wurden von allen kirchenmusikalischen Vereinigungen und Exponenten in der Markuskirche aufgeführt, allen voran Hans Grischkat, dessen Name für Generationen mit der Markuskirche fast untrennbar verbunden ist, wie der seine mit Rudi Daur, des Theologen, der eine ganze Aera an diesem Ort mit geprägt hat. Aber in diesem Gespann von Theologe und Kirchenmusiker ist eine wichtige Stelle noch nicht benannt, der gute Geist im Hintergrund sozusagen, der Mesner Walter Steinbrenner. In ihm repräsentiert sich geschichtliche Kontinuität, der Mesner ist dort zuhause, wo die andern einmal in der Woche für eine Stunde oder zwei sich treffen, er überdauert aber auch, wenn die anderen ihre Stellen und Bemühungen wechseln; er bringt Steine zum reden, die Zeiten und ihre Eigenarten liegen ihm am ehesten zum Vergleich vor, so auch die musikalischen Epochen (die Ehefrau von Herrn Steinbrenner ist Tochter des Mesners Bichel, der zuerst als Hilfsmesner, seit 1917 als Mesner, von Beginn der Kirche an in ihr gearbeitet hat). Nach 1971 und in den Jahren unmittelbar zuvor hatten sich die Musik-Besucherzahlen der Markuskirche gelichtet, Stuttgart hatte neue Zentren von Predigt und Kirchenmusik, vielleicht aber auch stärkere Dezentralisierung. Jede neue Arbeit tat sich schwer, größere Resonanz zu finden, Anschluß zu finden aber auch an die Tradition. - Ein entscheidender Augenblick, einem Ritterschlag gleich, war da vor einem Konzert „Musik in der Markuskirche" 1973 oder 74, als der Mesner Steinbrenner ungleich viel mehr Zuhörer gezählt hatte und dies dem Kantor mit den Worten signalisierte: „Jetzt haben wir's geschafft!" - inniger kann sich die Sehnsucht nach der guten alten Zeit kaum artikulieren, freundlicher kann auch der Generationenkonflikt kaum aufgehoben werden.

Die Tradition der Kirchenmusik in der Markuskirche kann auf Aktivitäten vom Zeitpunkt der Gründung an zurückblicken. Die Jubiläumsschrift von 1933 beschreibt die Anfänge, verdeutlicht auch ein Stück des damaligen Verständnisses der Funktion von Kirchenmusik.

„Die neue Kirche fand stark besuchte Gottesdienste. Dazu trug bei die Pflege der Kirchenmusik in und außer dem Gottesdienst. Der Organist der alten Wanderkirche, Mittelschullehrer Maier, hatte aus dem Kreis früherer Schülerinnen und anderer Kräfte einen Kirchenchor gesammelt und ihn zu beachtlicher Höhe geführt. Schon in der alten Kirche und jetzt noch mehr in der neuen belebte der Chor die Gottesdienste und veranstaltete manches Kirchenkonzert. Viele Jahre leitete Dirigent Maier seinen ihm so sehr ans Herz gewachsenen Chor, bis er im Jahre 1926 bei einer Probe zu ‚Sollt' ich meinem Gott nicht singen...‘ vom Schlag gerührt wurde und unter dem Kruzifix tot zusammensank. Nach manchen Zwischenlösungen wird der Chor jetzt geführt von Reallehrer Koser. Als Organist für die neue Kirche war Professor Benzinger von der

Hochschule für Musik gewonnen worden. Sein künstlerisches Orgelspiel auf der von der Firma Walcker-Ludwigsburg gebauten Orgel war ein bedeutsamer Teil des Gottesdienstes. Er begann nun auch, wozu die Markuskirche durch ihren Bau besonders einlud, mit der regelmäßigen Veranstaltung von Kirchenmusiken. Sie zogen weite Kreise in einer Zeit, da ähnliche Einrichtungen in anderen Kirchen noch nicht bestanden, und bildeten für viele die Brücke auch zum Besuch des sonntäglichen Gottesdienstes. ... Einer, der auch in den Krieg ausgezogen war und nicht wiederkam, dessen sterbliche Hülle draußen blieb in Rußland, war unser Organist Benzinger. Er hatte noch vor seinem Abgang ins Feld eine mächtig die Herzen ergreifende Kirchenmusik veranstaltet, an deren Schluß die Gemeinde stehend ‚Ein feste Burg ...‘ sang. Gleich in den ersten Kriegsmonaten fiel er, und in einer schmerzlich wehmütigen Gedenkfeier mußte des tiefen Verlustes gedacht werden, von dem die Gemeinde durch den Tod des hochbegabten Künstlers betroffen wurde. An seine Stelle wurde im Jahre 1916 Professor Hermann Keller berufen. Abgesehen von dem Kriegsdienst, den auch er zu leisten hatte, und einer Kirchenkonzertreise in der Nachkriegszeit, die ihn ein halbes Jahr in Amerika fernhielt, hat er seitdem durch sein künstlerisches Orgelspiel in den Gottesdiensten, sowie durch Veranstaltung regelmäßiger Abendmusiken, mehrmals auch durch sachkundige Einführung in bestimmte Werke kirchlicher Musik, der Markuskirche und weit darüber hinaus anderen Kreisen der Stadt wertvolle Dienste geleistet."

Der Stolz auf den Markusorganisten, der sich hier ausdrückt, die Wertschätzung seines Amtes hat über die Jahrzehnte gehalten. 36 Jahre später schreibt Pfarrer Rudi Daur im Gemeindegewisser von 1969 in einem fiktiven Dialog zwischen einem „vor kurzem Zugezogenen (Z) und einem Alteingesessenen (A) („Gespräch auf dem Fangelsbachfriedhof“):

Z.: Horchen Sie, hört man da nicht Orgelspiel?

A.: Jawohl, das wird unser Organist Herbert Liedecke sein, ein Meister auf seinem Instrument. Die musica sacra ist bei uns immer in hohen Ehren gehalten worden. Viele große Künstler haben hier schon gespielt, auch Albert Schweitzer ist darunter. Und auch unsere eigenen Organisten sind echte Künstler gewesen.

Auch das wird hoffentlich so bleiben. Darum haben wir auch keine Opfer gescheut, daß unsere im Krieg schwer beschädigte Orgel in den letzten Jahren ganz erneuert wurde, so daß es jetzt eine wahre Freude ist, sie anzuhören. Ich denke manchmal, es lohne sich schon wegen des Vorspiels, am Sonntag zur Kirche zu kommen. Man kann es jedem empfehlen, natürlich nicht bloß wegen des Vorspiels.

Die Geschichte der Orgel der Markuskirche ist mit ihren drei Umbauten so bewegt, wie es die Bemühungen um das Verständnis dieses Instrumentes in der Entwicklung der evangelischen Kirchenmusik unseres Jahrhunderts waren. Im Orgelbau spiegeln sich soziologische wie künstlerische Aspekte der Zeit, genauso wie dies an der Chorgeschichte abzulesen ist. Vertrauen in die moderne Technik (elektrische Traktur), später Mißtrauen in das Neumodische, Rückwendung zum Klassischen, Restauration, Verwerfung des aufgeblähten romantischen Musik- und Klangideals, des Schwülstigen; Vermittlung zwischen den Gegensätzen aus der Distanz des historisch-kritischen Bewußtseins. 1961 schrieb der Markus-Organist Professor Herbert Liedecke (der Nachfolger des Hermann-Keller-Nachfolgers Karl Gerok, eines hochsensiblen, zurückhaltenden Menschen und ganz stillen Künstlers, der in Fachkreisen durch alle Generationen gleichermaßen geliebt und geschätzt war, der ebenso still vor drei Jahren im Altersheim in Stuttgart verstarb; von dem als einziges Vermächtnis einige Mono-Aufnahmen der Markus- und Stifts-Orgel beim SDR liegen, eine Schule der Choralimprovisation hat er leider nicht vollendet -):

„Zur Orgel der Markuskirche: Die Orgel der Markuskirche spiegelt in den 53 Jahren ihres Bestehens den Wandel der Meinungen über Wesen von Orgel und Orgelklang. Zuerst war sie 1908 bis 1935 mit 44 klingenden Stimmen eine kräftig beeindruckende ‚Orchesterorgel‘, mit wenig Klangfarben, dafür mit dynamischen Möglichkeiten. Die seinerzeit neu entwickelte elektrische Traktur ließ zehn Transmissionen und die seitliche Aufstellung des Spieltisches zu.

1936-1954 erklang dann die Orgel mit gleicher Registerzahl unter dem Einfluß der inzwischen aktiv gewordenen Orgelbewegung und nach Vorschlägen von Prof. Hermann Keller etwas aufgehellt und mit Aliquotstimmen farblich bereichert. Der Bestand an Grundstimmen blieb erhalten.

1955 gelang dann nach Plänen des ehemaligen Markus-Organisten Karl Gerok und KMD Walter Lutz eine klangliche Neugestaltung und Erweiterung der Orgel auf eine der Größe des Raumes angemessene Registerzahl von 58. Hierbei waren die durch die Orgelbewegung geforderten Klangwünsche nach guten Pleni in den einzelnen Werken (3 Manuale und Pedal) und nach historischen wie auch neuartigen Klangmischungen wirksam. Der jetzige Fertigbau auf 60 klingende Register schloß die noch bestehenden Register-Lücken, brachte der Orgel eine verbesserte Windführung und die noch fehlenden Tremolanten, ... im Pedal einen realen 32' (Bombarde)."

Die Geschichte der Chorarbeit in der Markuskirche ist in drei eindrücklichen Protokollheften belegt, die insbesondere die Zeit von 1930 bis 1943 minutiös widerspiegeln, jede Probe ist festgehalten, alle Sitzungen, die Chorfahrten (einschließlich der Menüs am Ausflugsort). Diese Protokolle lesen sich als ein geschichtliches Dokument bürgerlichen Lebens zwischen zwei Weltkriegen in Deutschland, geschrieben über die Entwicklung eines Kirchen-Gesangvereins, deren Begleitstimmen - die Kritiken der damals noch vier oder fünf Stuttgarter Zeitungen - ein vielfältiges Bild von der Zeit auch in dieser Hinsicht malen können.

Nach Reallehrer und Gymnasialprofessor Koser folgten im Kantoren-, d. h. wesentlich Chorleitungsamt, Hans Grischkat (während des Krieges), Gerhard Wilhelm, Ewald Liska und Gotthard F. Döring. 1971 wurde die Stelle wiederum neu besetzt, wie auch früher üblich mit der Trennung von Organisten- (Martha Schuster) und Kantorenamt (Manfred Schreier). Rückblickend auf diese sieben Jahre läßt sich zusammenfassend sagen: fruchtbarste Zusammenarbeit der Kirchenmusiker mit dem Pfarramt, zunehmend auch Kirchengemeinderat und Gemeindemitgliedern, anregende Gespräche, sachliche Diskussionen um strittige Fragen, faire Kompromisse, Anteilnahme und Förderung der Aktivitäten von allen Seiten der Gemeinde (insbesondere muß hier eines Mannes gedacht werden, der diese Arbeit mit ungewöhnlichem persönlichem Einsatz, durch konstruktive Kritik und geistiges Einfühlungsvermögen mitgeprägt hat, Karl Müssener, leitender Mitarbeiter eines Stuttgarter Industrieunternehmens, der unerwartet früh im Mai des Jahres 1977 starb). Diese Arbeit umfaßte neben anderem: etwa sechs Gottesdienste im Jahr mit größeren kirchenmusikalischen Werken (1972/73 „Johannespassion“, 1975 „H-Moll-Messe“, 1974 Psalmen der Monteverdi „Marien-Vesper“ u. a., jeweils über mehrere Sonntagsgottesdienste verteilt), kleinere solistische, instrumentale und vokale Kirchenmusik an Festtagen und besonderen Anlässen.

Das Markusvocalensemble, nach dem Kirchenchor - der seit dem Jahr 1971 mit der Haigstgemeinde verbunden ist - der zweite Chor an der Markuskirche (Mitglieder aus dem gesamten Raum Süddeutschlands), wurde zum Träger einer Reihe „Musik in der Markuskirche“. Ihre Programme (jährlich vier bis sechs Konzerte) brachten traditionelle und neue Musik zusammen, um daraus gegenseitige Beleuchtung

kultureller Hintergründe zu beziehen. Dieses Verfahren steht auf der Basis eines Geschichtsverständnisses, das sich historisch-kritischen Erkenntnissen öffnen möchte; auf ästhetischem Gebiet ist es der Versuch, traditionelle Musikkultur nicht nur genießend zu erfahren, sondern Anstöße daraus zu erspüren, wie auch heute noch Kunst betroffen macht. - Die Reihe hat ein sehr aufgeschlossenes Publikum gefunden, ihre Ausstrahlung hat sich nach und nach in das städtische Kulturleben hinein entwickelt. Diese übergemeindliche Resonanz fand insbesondere auch die Tätigkeit der Organistin. Die Gemeinde nimmt freundlichen Anteil an der sonntäglichen wie der internationalen Ausübung des Amtes durch ihre Organistin.

Eine Besonderheit der Arbeit ist das von Herbert Liedecke gegründete Markus-Jugendorchester, eine Säule gottesdienstlichen Musizierens. Es ist ein Freundeskreis von Laieninstrumentalisten, die in der Markuskirche ihren Hauptsitz sehen, obgleich sie aus einem größeren Umkreis anreisen. Ihr Kristallisationskern war die Violinlehrerin Marianne Stitz (Fangelsbachstraße) und zwei Familien der Markusgemeinde, Balbach (Fangelsbachstraße) und Ißler (Pelargusstraße). „So ist nun auch die Stuttgarter Markuskirche für uns alle mit vielen Erfahrungen großer Musik verbunden ...“ (Albrecht Goes in dem eingangs zitierten Essay, der die Erinnerung des Autors an eine Aufführung der „Kunst der Fuge“ an Silvester 1945 in der Markuskirche mit einem neuen Kammerorchester beschwört.) „... aber für einen Augenblick war es den Gedanken doch erlaubt zurückzukehren in das alte Zuerstermal in der Stuttgarter Markuskirche am Silvesterabend, da diese große Musik ihr Geheimnis offenbarte, ein wenig nur Ordnung und Spiel, das Wagnis der Person und die Kunde vom Bruchstück, das Gebet zuletzt, und dies, was über allem ist: Erfahrung der Unvergänglichkeit in der vergehenden Zeit.“

Manfred Schreier ist Kantor an der Markuskirche